

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 13 (1919)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Gottfried Kellers Persönlichkeit  
**Autor:** Strasser, Charlot  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-134500>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

historische Ethik. Da fragen wir, ob denn nicht in seinem Tode Jesu seine Botschaft vollendet. Sein Tod ist der höchste Nichtwiderstand und darin wird der Fürst dieser Welt überwunden. War das Kreuz nur damals der Weg Gottes, heute müßte Jesus zum Schwerte greifen, statt als Lamm, das der Welt Sünde trägt, sich opfern zu lassen? Bauhofer grenzt sich als Christ unseres Jahrhunderts soweit gegen andere Epochen ab, daß Jesus nicht in seine Gegenwart veretzt sein darf. Wir aber sagen: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit. Denn, das ist unser Glaube, Jesus ist nicht bloßer Mensch im wechselnden Strom der Zeit, sondern Gottes Sohn gezeugt vor Ewigkeit.

\* \* \*

Ich weiß es, Gottes Wege sehen und sie beschreiten, ist nicht dasselbe. Aber um zu ihnen zu gelangen, wollen wir unsern Blick frei halten. So weit wir seinen Willen nicht tun und uns doch mit dem Namen Christen bezeichnen, müssen wir zum mindesten uns schuldig bekennen, nicht aus der Schwäche ein Prinzip bilden, sondern demütig zur Gnade fliehen, vergessen was dahinten liegt und uns nach dem vorgesteckten Ziele strecken, dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung in Christo Jesu. Emil Blum.

## Gottfried Kellers Persönlichkeit.

**I**n der Republik waren seit der letzten jener politischen Umgestaltungen, durch welche das Volk sich verlorene Rechte erneuert oder vorhandene erweitert, vierzig Jahre verflossen, und es war im jüngsten Geschlechte der Wille einer neueren Zeit reif geworden, ohne daß die noch herrschenden Träger der früheren Gestaltung denselben kannten oder anerkennen wollten. Sie hielten die Welt und den Staat, wie sie gerade jetzt bestanden, für fertig und gut und wiesen ihre Mitwirkung zu jeder erheblichen Aenderung mit einem beharrlichen Nein von sich, indem sie sich auf keine ununterbrochene Tätigkeit in der mählichen Ausbildung des Bestehenden, einst so Gepriesenen zurückzogen. Durch diesen Widerstand erwarben sie sich das Aussehen von Stehenbleibenden, ja Feinden des Fortschritts, und erweckten eine je länger je heftiger gereizte Stimmung gegen sich. Da sie aber die Geschäfte sachlich und redlich besorgten und alle Mühe auf allerlei Dinge verwendeten, welche an sich keineswegs wie Rückschritt aussahen, so war der Anfang zu einer großen Aktion schwer zu finden. Denn wenn das Volk hierbei nicht den Anstoß zu gewaltsamen Ereignissen gewinnt, woraus an einem Tage von selbst das Gewünschte sich

gestaltet, so bedarf es einer ungeheuren moralischen Aufregung, um auf dem Wege der gesetzlichen Ordnung zu seinem Ziele zu gelangen und eine selbstgegebene Verfassung, selbstgewählte Vertreter zu beseitigen und an deren Stelle das Neue zu setzen.“

Mit diesen Worten leitet Gottfried Keller die Schilderung der demokratischen Bewegung ums Jahr 1870 in seiner Novelle „Das verlorene Lachen“, der letzten der Leute von Seldwyla, ein, in den fast nüchtern abwägenden Sätzen den Stil des großen Chronisten aufweisend, der seine Zeit miterlebte und mitdurchtritt, der aus den Erlebnissen seiner Zeit heraus in großem Wurf das Bild derselben zu entrollen verstand und den Reichtum des Selbsterlebten im Wandel der Zeiten als Grund seiner Werke immer wieder durchschimmern läßt.

Es gab, vor unserem leidenschaftsdurchwühlten Heute, in dem kein Denkender stehen kann, ohne den Mahnruf zur politischen oder besser sozialen Mitarbeit im Innersten zu hören, vor den blutrünstigen Kriegsjahren, welche die jetzt über uns brausenden Klassenkämpfe aufwirbelten, eine Zeit, in der wir die Gegensätze der so verschieden gebetteten Menschheit viel stärker hätten empfinden müssen, wenn wir damals schon sehen gelernt hätten, wie wir es heute lernten. Die Gegensätze waren in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege darum heillos, einschneidender, krasser, weil vielleicht nur der vierte Stand, das Proletariat, darunter materielle Not litt. Weil vom Kleinbesitzer an fast ein jeder um seiner nicht ungünstigen, materiellen Lage willen losgelöst von den anderen seinen Weg stapfte. Weil unendlich viele Einzelne, weil besonders auch viele Intellektuelle, die sich darum wohl nicht minder ehrlich mit den sie erfüllenden Fragen quälten, nicht in den Strudel der unmittelbaren Not hineingerissen worden waren, der heute zu Entscheidungen drängt und verpflichtet. Die Trennung zwischen notleidenden Klassen und vor Not gesicherten Besitzenden war in diesem Sinne viel durchgreifender. Der Bourgeois ging viel isolierter seinen Zielen nach. Erst die Flut von Blut und Elend dieser Tage hat so manchen Gleichgültigen unter die längst ihr Los bitter Tragenden gemengt, wobei noch immer die einen in der Parteinarbeit zaudern und ihren Platz nach den bisherigen Schul-, Fest- und Nationalinstruktionen in jenen Kreisen suchen, die keine andere Sicherung für ihr Leben kennen, als in der Festigung und Häufung ihres Kapitals, während es den anderen immerhin aufzudämmern beginnt, daß Sozialisierung nicht nur Enteignung des Besitzes heißt, ja nicht nur die materielle Besserstellung der bisher Besitzlosen bedeutet, wohl aber das Programm der Besserstellung auch ideelle und geistige Bereicherung in sich schließt.

In jener noch nicht so lange vergangenen vorletzten Zeit war der Dichter, der Künstler sozusagen die Studien- und Diskussionsgelegenheit engerer Liebhaberkreise. Den Wert oder Untwert eines

Dichters zu beurteilen, maßten sich ausschließlich die Literaturbe-  
flissenen, die Literaturprofessoren, die Berufskritiker und ihr An-  
hang unter den oberen Zehntausend, an, ja eigentlich nur diejenigen,  
die sich durch ein akademisches Literaturpatent ausweisen konnten  
und das Dichtwerk nach dem schon Dagewesenen und für gültig  
Befundenen einteilten, nach Satzbau, nach ungewöhnlichen Worten,  
originellen Wendungen und zum ersten Male erfundenen Bildern  
etwa. Oder der Dichter wurde dann für echt befunden, wenn sich  
an seinen Lebengewohnheiten recht viele genialische Sonderbarkeiten  
nachweisen ließen, die sonst am Spieß für Unarten gegolten hatten,  
nun aber, wenn sich ein solcher gar auch im Bereich der Künste  
dilettantisch versuchte, mehr oder weniger anstelle der künstlerischen  
Leistung als Ausweis über seine Dichterberufung in Anwendung  
gebracht werden durften.

Zu meiner Beschämung gestehe ich hier ein, daß ich mir die  
Vorstellung von der Persönlichkeit Gottfried Kellers, lange, bevor  
es mir möglich war, selbst in die Fülle seines Werkes und Lebens  
mich zu vertiefen, durch die Schilderung aus dem Munde typischer  
Selbshyler, welche die Dichtkunst als Vorstandsmitglieder literarischer  
Vereinigungen gepachtet zu haben vermeinten und sich daraus, un-  
fähig zu sonst nützlicher oder gar sozialer Betätigung, eine schön-  
geistige Zeitvertrödelung eingerichtet hatten. Schilderung, die in  
einem Wiederkäuen von Anekdoten einer sagenhaften Rüpelhaftig-  
keit Gottfried Kellers sich erschöpfte. Sodas er mir vornehmlich  
als im Grunde in seiner Grobheit anmaßender, dichtender Sonder-  
ling vor die Augen trat, dessen Weinlaune und manchmal verb-  
treffende Witzigkeit dem Spieß die Berechtigung zu geben schien,  
es ihm in diesen Stücken gleich zu tun. So einer auch trank  
und auch etwa mit Grobheiten um sich schlug, hatte er sich da-  
rüber ausgewiesen, daß er auf dem geistigen Niveau „unseres Gott-  
friedli“, wie sie ihn in empörender Gleichmacherei nannten, stehe,  
so er noch Verse dazu schmiedete, darum allein schon in die  
nämliche Dichterklasse mit ihm gehöre.

Gottfried Keller hat übrigens diese recht eigentlich von ihm  
zehrenden Literatenzirkel meisterlich vermöbelt in den „mißbrauch-  
ten Liebesbriefen“. Es sollte doch manch einem unter denjenigen un-  
serer heutigen Zeit, die nur das Bestehende wahren wollen, sich  
aber radikal oder liberal heißen, wobei sie Gottfried Keller als den  
Zunftmeister ihrer Partei in Beschlag nehmen, die Augen auf-  
gehen, wenn er sich die unvergleichliche Satyre des Dichters auf  
das Pfahlbürgertum in allen Schattierungen, wie sie geradezu in  
jedwedem seiner Werke zu finden ist, einmal zu Herzen dringen  
läßt. Nein, Gottfried Keller ist nicht nur der gültig den Spieß  
belächelnde, aber ihn im Grunde doch liebende und persönliche  
Darsteller schweizerischer Kleinbürgerlicher Verhältnisse, weder in  
seinen Werken, noch in seinem eigenen Leben, sondern eine unnach-

sichtige Geißel, ein mit Sachkenntnis überlegen beweisender Erzieher, der mitunter mit ganz wenigen Worten hindeutet auf Niederträchtigkeiten unserer Gesellschaft, die gerade zufolge ihrer Treffsicherheit um so dauernder haften und wirken. Wie weitsichtig brandmarkt er in den „mißbrauchten Liebesbriefen“ hochstaplerisch dilettierende Literatur-Selbwnler, die, um sich selber dabei erhöht zu dünken, Abwesende durchhecheln und verlästern und sich zu diesem Zwecke eines der schändlichsten und niedrigsten Vorurteile, des Antisemitismus, bedienen. Wie tief in der knapp geschilderten Szene der Einblick des über den Rassen und Nationen stehenden Dichters in die in jedem Spießler bereitliegende Neigung zum Judenhaffe.

Biggi Störteler, der ein einträgliches Expeditions- und Warengeschäft betreibt, schriftstellert unter dem Pseudonym Kurt vom Walde. Er trifft mit anderen seiner Gattung, die sich Guido von Strahlheim, Oskar Nordstern, Kunibert vom Meere (wie köstlich allein schon die Namen!) nennen, auf der Geschäftsreise zusammen.

„Sie sind Kurt vom Walde? hieß es dröhnend, ha! willkommen! Und nun wurden mehrere Flaschen eines unechten, wohlfeilen und sauren Weines bestellt, der billigste unter Siegel, der im Hause war, und es hob erst ein energisches Leben an. Nun galt es zu zeigen, daß man Haare auf den Zähnen habe! Alle Männer, die es zu irgend einem Erfolge gebracht und in diesem Augenblicke Hunderte von Meilen entfernt vielleicht schon den Schlaf der Gerechten schliefen, wurden auf das gründlichste demoliert; jeder wollte die genauesten Nachrichten von ihrem Tun und Lassen haben, keine Schandtats gab es, die ihnen nicht zugeschrieben wurde, und der Refrain bei jedem war schließlich ein trocken sein sollendes: Er ist übrigens Jude! Worauf es im Chor ebenso trocken hieß: Ja, er soll ein Jude sein!“

Dieser satyrische, die eigene Umwelt durchleuchtende Geist lebt auch unter den heutigen Literaturfeldwnlern weiter, nur, daß sie den Spott immer auf den Andern beziehen, wurde in der nämlichen Weise in den Erinnerungen derjenigen, die ihn noch persönlich gekannt hatten oder gekannt haben wollten, herumgeboten und dadurch den Dichter aufs gründlichste demoliert, daß man sich fast ausschließlich Anekdoten über ihn herumbot, die eben die Schwächen waren, an denen man, wenn auch nicht allzuschwer selber trug, die dafür aber den Großen im Geiste für den Privatgebrauch handlicher machten. Es gibt heute noch viele sogenannte Gebildete, die sich hauptsächlich nach den Anekdoten um Gottfried Keller herumbemühen.

So wurde die Anekdote leider ein Teil der Legende um seine Persönlichkeit. Große Dichter, die von großen Persönlichkeiten untrennbar sind, besitzen ihre Legenden. Der Schein des Heiligen um Tolstoi, welcher der wirklichen Kenntnis seiner geschriebenen Werke in alle Lande vorausdringt, Dostojewskis Allmenschlichkeit, Schillers Glauben an Menschen und Welt, Goethes vornehme Unwissenheit

— Gottfried Kellers die kleine, schweizerische Wirklichkeit in die engsten Ritzen durchdringende und doch allmenschliche Spiegelklarheit; in der Selbstverspottung wie in der sittlichen Größe das Extrakt des besseren Ichs des Schweizers verkörpernd. Uebrigens nicht nur des Schweizers, sondern weit über unsere Grenzen hinaus des Menschen.

Und auch dies ist nur ein Teil seiner Legende. Warum ist er uns allen so wohl bekannt, dem Bürger, dem Intellektuellen, dem Arbeiter? Warum gewinnt jeder, der vielleicht nie eines seiner Werke gründlich las, doch bei seinem Namen das Bild einer großen, in den breitesten Massen verehrten Persönlichkeit? Warum gehört sie nicht nur den einen, den Bürgerlichen, den Liberalen, den Demokraten, die ihn dem Parteinamen nach und weil er das schweizerisch Nationale vielfach verherrlichte, für sich beanspruchen? Warum vermag auch der Arbeiter, der über das Nationale hinausstrebende Proletarier in Gottfried Keller den zum Internationalen weisenden Weltbürger zu erkennen, der trotz seinen eigenen kritischen Worten, die er auf die eine, wie die andere Seite spielen ließ, die Züge des über den Dingen stehenden Geistes zur Schau trägt?

Nie wie in der heutigen Hochzeit der politischen Stürme kann uns die Frage beantwortbar erscheinen: Gottfried Keller wuchs, ich möchte mir erlauben zu sagen, wie wir, denn dies ist es, das ihn uns heute, zu seinem hundertsten Geburtstage (er wurde am 19. Juli 1819 geboren), näher verbindet, denn je, empor in der Zeit politischer Kämpfe. Er sah schon in frühester Jugend nach seinen eigenen Worten, „daß die Zeit der Balladen, niedlicher Romanzen und wenigfagender Tändeleien in elegantem Stil vorbei sein dürfte und daß der Dichter mit tiefen Gedanken, großer, nobler Phantasie und schlagender, überquellender Sprache auftreten muß, mehr denn je. Besonders aber muß sich nun der Dichter mit dem großen Weltfort- oder Rückschritten beschäftigen, mit den ernstesten Lebensfragen, die die Menschheit bewegen.“

Nur dann werden wir Gottfried Kellers überragendem und bedeutsamem Charakter gerecht, wenn wir neben seinen an äußerem Reichtum und Gehalt unversieglischen und unvergänglichen Werken, auch den wirklichen Inhalt und Roman seines Lebens berücksichtigen. Wir besitzen in seinem „Grünen Heinrich“ ein bis zu den letzten, geheimsten seelischen Vorgängen und gegen sich selbst schonungslos wahres Bekenntnis. Sein Herkommen, seine Jugendfreunden, -leiden, -sünden, seine Verstoßung aus dem Gymnasium, sein Tastsen nach der Malkunst, sein Darben und seine Ungeschicklichkeit in der Münchener Zeit, wo er unter anderem, um das trockene Brot zu gewinnen, Handlangerdienste leisten mußte, seine Rückkehr in die Heimat und Teilnahme an den politischen Kämpfen, seine Umwandlung zum Dichter, seine verschiedenen, unglücklichen Liebesgeschichten, sein abermaliger Auszug in die Fremde, nach Berlin und Heidelberg,

wo er sich vornehmlich mit dramatischen Plänen herumschlug, seine zweite Heimkehr in die Heimat, alles das spiegelt sich in erster Linie im „Grünen Heinrich“.

Erfüllte Liebe war ihm versagt. Aus seiner spröden, in sich verschlossenen Natur fand er seinen Anschluß an die Wirklichkeit nicht, dafür aber in seinen Dichtungen die Gestalten ausbauend und exträumend, an die er seine reichen Gefühle verschenkt hätte:

„Süße Frauenbilder zu erfinden,  
Wie die bittere Erde sie nicht trägt.“

Nicht ohne sich in abgeklärter Ueberlegenheit, aber auch mit leiser und doch ergreifender Ironie zu bespiegeln. Wie sein Landvogt von Greifensee, der beschließt, einen Kongreß seiner ehemaligen Schätze zusammenzuberufen und der seiner dragonerhaften Haushälterin, Frau Marianne, indem er sie in seine Pläne einweiht, über seine mißglückten Liebschaften Bericht erstattet:

„Mit einem Wort,“ sagte er, „das sind alle meine Liebschaften, die ich gehabt habe und die ich einmal beisammen sehen will!“

„Aber heiliges Kreuzdonnerwetter!“ schrie nun Frau Marianne, die mit noch viel größeren Augen aufsprang und zubinterst an die Wand rannte, „Herr Landvogt, gnädigster Herr Landvogt! Sie haben geliebt und sovieler? O Himmelsakrament! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben immer getan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten! Und Sie haben alle diese armen Würmer angeschmiert und sitzen lassen?“

„Nein,“ erwiderte er verlegen lächelnd, „sie haben mich nicht gewollt!“

Immer und immer wieder stoßen wir in seinem Lebensroman auf das Ringen des Dichters mit den in Angriff genommenen Stoffen, die er nicht in einer ihn befriedigenden, restlosen Weise zu bewältigen vermeint, wobei er sich, seiner Bescheidenheit entsprechend, träge und faul schildert. Den gleichen Zug der Pflichttreue sich selbst gegenüber finden wir in seiner Beamtentätigkeit als zürcherischer Staatschreiber, in der er als Muster von Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit gerühmt wird und in der er sich über eine bewundernswerte Disziplin in der Bewältigung einer nüchternen Berufstätigkeit während fünfzehn Jahren ausweist. Das Amt des Staatschreibers stellte für die damalige Zeit eine gewaltige Arbeitsleistung dar. Man hat ausgerechnet, daß wohl kaum ein Dichter so oft seinen Namen unterzeichnen mußte wie Gottfried Keller; annähernd zweihunderttausend Mal dürfte es gewesen sein; auch dürfte keiner je so viel Manuskripte angefertigt haben: allermindestens zweihundert Bände, im Formate seiner Werke gerechnet, liegen noch in den Archiven.

Aber auch das ist nicht die ganze Legende von Kellers Persönlichkeit. Ihm fehlt noch der ausgesprochen politische Geist, der

den Jüngling mit glühenden Freiheitsgedanken einerseits für die schweizerische Heimat, dann aber auch über die Grenzen hinaus, mit Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Wilhelm Schulz, dem Russen Bakunin zusammen für die Weltumgestaltung begeisterte, der politische Geist, der nach den Umwälzungen des Sonderbundkrieges scheinbar in ruhigere Bahnen trat, aber sein Leben hindurch die Grundnoten seiner Weltanschauung bildete.

Dieser politische Geist war es, der den aus München in seiner Malerei erfolglos Zurückgekehrten auf den Weg seiner natürlichen Begabung führte. Er schildert selbst in seinem im höheren Alter (1876) verfaßten Aufsatz „Autobiographisches“, wie er sich damals in Zürich einen Raum mietete, die Staffelei wieder aufstellte, aber in trüber Stimmung die Zeit mit Lesen und Schreiben zubrachte. Allerlei erlebte Not und die Sorge, die er seiner Mutter bereitere, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten seine Gedanken und sein Gewissen, bis sich die Grübeleien in den Vorsatz verwandelte, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen.“ Es ist der erste Plan zum „Grünen Heinrich“.

Keller fährt dann fort, wie dies seines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz gewesen sei, den er mit Bewußtsein gefaßt habe.

„Als jedoch ein Duzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt“ von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, sodaß ich genug zu tun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorstülpte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierete. Das erste Produkt, welches in der Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frau gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der gräßlichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invectiven wider gegnerische Parteiführer u. s. w., und es kann leider nicht gelegnet

werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktion mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb. Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied."

Aus der Anteilnahme an den Nöten und Kämpfen der wirklichen Welt, daraus, daß der Mann sich an seinen Posten stellte, den ihm die Ueberzeugung einzunehmen gebot, wurde er sich auch der wirklichen Fähigkeiten in sich bewußt, vollzog sich der Sieg der natürlichen Begabung, des Dichters über den vergeblich zum Ziele ringenden Maler.

„Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not,“ rief er 1843 aus und diesem Sinne entsprechend möge hier eines seiner Gedichte jener Zeit folgen:

### Re v o l u t i o n.

„Es wird schon gehn!“ ruft in den Lüften  
Die Lerche, die am frühesten wach;  
„Es wird schon gehn!“ rollt in den Grüften  
Ein unterirdisch Wetter nach.  
„Es geht!“ rauscht es in allen Bäumen,  
Und lieblich wie Schalmeeinton:  
„Es geht schon!“ hallt es in den Träumen  
Der fieberkranken Nation.

Die Städte werden reg und munter,  
„Es geht!“ erschallt's von Haus zu Haus;  
Schon steigt der Ruhm in sie hinunter  
Und wählt sich seine Kinder aus.  
Die Morgensonne ruft: „Erwache,  
O Volk, und eile auf den Markt!  
Bring auf das Forum deine Sache!  
Im Freien nur ein Volk erstarkt!

Trag all dein Lieben und dein Hassen  
Und Lust und Leid im Sturmeschritt,  
Dein schlagend Herz frei durch die Gassen,  
Ich bring den ganzen Menschen mit!  
Daß strömen all dein Sein und Denken  
Und kehre dein Innerstes zu Tag!  
Die Kindheit braucht dich nicht zu tränken,  
Wenn du ein Kind von gutem Schlag!“

Die Morgensonne ruft: „Erwache!“  
Klopft unterm Dach am Fenster an;  
Steh auf und schau zu unserer Sache,  
Sie geht, sie geht auf guter Bahn!  
Ich lege Gold auf deine Zunge!  
Ich lege Feuer in dein Wort!  
So mach dich auf, mein lieber Junge,  
Und schlag dich zu dem Volke dort!“

Er eilt und es empfängt die Menge  
Ihn hoffend auf dem weiten Plan;  
Stolz trägt sein Kind des Volks Gedränge  
Zur Rednerbühne hoch hinan.

Nun geht ein Leuchten und Gewittern  
Aus seinem Mund durch jedes Herz;  
Durch goldne Säle weht ein Bittern —  
Es wird schon gehn, schon fließt das Erz.

Wie eine Braut am Hochzeitstage,  
So ist ein Volk, das sich erkennt;  
Wie rosenrot vom heißen Schlage,  
Vom Liebespuls ihr Antlitz brennt!  
Zum ersten Mal wird sie es inne,  
Wie schön sie sei, und fühlt es ganz:  
So stehet in der Freiheitsminne  
Ein Volk in seinem Siegestranz.

Doch wenn es nicht von Güte strahlet  
Wie eine hochbeglückte Braut,  
So ist sein Lohn ihm ausgezahlt  
Und seine Freiheit fährt ins Kraut.  
Ein böses Weib, ein gift'ger Drache  
Und böses Volk sind all ein Fluch,  
Und traurig spinnt die beste Sache  
Sich in ihr graues Leichentuch.

„Wie die Revolutionsdichter, glaubt Gottfried Keller, daß erst die Fürsten fallen und die befreiten Nationen nur unter einem König, Gott, stehen müssen, bevor dieses goldene Zeitalter anbricht. Er war indessen nicht Phantast und Utopist genug, um eine baldige Verwirklichung dieser idealen Hoffnung zu erwarten.“<sup>1)</sup> So schrieb er am 1. Mai 1848 beim Anblick der jungen, neu eingekleideten Rekruten zweifelnd in sein Traumbuch: „Wann werden die Frühlinge nahen, wo diese blutroten Menschenblumen nicht mehr jedesmal mit den tausend anderen Blumen hervorkriechen und ihre unheilvolle Pracht an der Sonne spiegeln?“

Gottfried Keller war allerdings auch fähig, nicht nur in Wort und Vers zur Tat aufzurufen, sondern bei zwei Freischarenzügen mit auszuziehen, den Hirschfänger an der Seite, das Gewehr auf der Schulter, wie er es in „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“ beschreibt. Freilich wird uns auch berichtet, daß er bei einer solchen Gelegenheit nicht merkte, wie er statt des Feuersteins in seiner Flinte nur ein Hölzchen stecken hatte, auch gar nicht zum Schuß kam, da der bewaffnete Spaziergang ein wenig rühmliches Ende nahm.

Nachdem die Heimat dann zur Ruhe gekommen, 1848 eine einige Schweiz aus den Wirren hervorgegangen war, versiegte der Quell der politischen Lyrik Gottfried Kellers. Wir sehen ihn nun wiederum im Ringen mit künstlerischen Plänen im Auslande. Auch wandeln sich mit der Zeit die „erzradikalen“ Ansichten. In den Jahren seines Staatschreiberamtes, während welcher er auch in

<sup>1)</sup> Gottfried Keller als Politiker, von Hans Max Kriesi, Huber & Cie., Frauenfeld 1918.

zwei Wahlperioden den Großratsstuhl für Bülach bekleidete, sind seine politischen Äußerungen konservativer, die demokratische Bewegung, die damals einsetzte, mehr und mehr ablehnend. Dennoch dünkt es mich ein müßiges Unterfangen, ihn darum im höheren Alter als Reaktionär zu bezeichnen. Er scheint mir höchstens, trotz heftiger Preßpolemik, die er auch in eigener Sache durchführt, persönlich weniger beteiligt, steht über den Dingen, sieht mehr das Menschliche und Allzumenschliche und verteilt Licht- und Schattenseiten nicht mehr so tendenziös, etwa im Dienste eines ausschließlichen Parteiprogrammes, wie früher.

Wenn es manchmal den Eindruck erwecken mag, er habe eigentlich nur die eine Klasse von Menschen, den bürgerlichen Typ, den Spießer, den Geldwyrler erblickt und in allen Einzelheiten durchgemustert, so ist dem entgegenzuhalten, daß einmal seine Spießer unbedingt auch wieder zu Unrecht nur als solche betrachtet werden, weil sie in vielem außerordentliche Persönlichkeiten, Originale, fest umrissene Individualitäten sind.

„Ein gutes Original ist nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzurprüngliches ist!“ Dann auch bleibt zu sagen, daß Keller eben den Spießer in allen Kreisen und Schichten, die er zu schildern unternimmt, zu entdecken vermag, oben wie unten, bei Reich und Arm, bei den verschiedensten Klassen und Ständen und eigentlich mit der Unterscheidung endet, daß es überall echte und unechte, schablonenmäßige und eigene Wege gehende, verhochte und aktive Naturen gibt. Er ist nichts weniger als der Verherrlicher des Spießertums. Die sich damit trösten möchten, sind von der eigenen Tendenz befangen. Auch in seinem Altersroman und dem in Bezug auf politische Gesinnung bedächtigsten Werke, dem Martin Salander geißelt er in erster Linie ganz allgemein die korrumpierten und gesellschaftsfeindlichen Naturen, die sich freilich auch wieder leicht genug unter seinen Spießbürgern ausfindig machen lassen. Gegen die Untreue der Beamten, gegen das Höherhinauswollen, gegen die Ober-, Mittel- und Unterstreber, gegen die Genußsucht, gegen das politische Gründertum, gegen den patriotischen Dünkel zieht Gottfried Keller los und selbst sein Biograph Baechtold ruft dazu aus: „Aber man behaupte nicht, Martin Salander sei eine Satyre gegen die Demokratie. Nur gegen die politische Gesinnungslosigkeit, gegen das demagogische Lumpentum.“

Wenn wir uns vorstellen wollen, wie Gottfried Keller zu unseren heutigen Aufgaben stehen würde, müssen wir uns vor Augen führen, welche Fragen zu seiner Zeit die fortschrittlich Gesinnten bewegten. Es waren noch nicht die Arbeiter-, sondern in erster Linie Glaubensfragen. Kampf gegen die ultramontane, bildungs-

und entwicklungsfeindliche Herrschsucht, gegen die aus konfessionellen Gründen sich absondernden Stände der Schweiz. Das Ideal des Fortschrittlers war der Interkantonalismus, um dieses Wort dem heutigen Ideale des Internationalismus gegenüberzustellen, nachdem wir die Stufe einer geeinigten Schweiz schon seit mehr als einem halben Jahrhundert als etwas selbstverständliches empfinden. Vielleicht dürfen wir im gegenwärtigen Augenblick an die bisher vereinigten Völker Oesterreichs-Ungarns denken, die jetzt um ihre nationale Selbständigkeit ringen und deren spätere Geschlechter wohl erst wieder den Gedanken der Internationale auf den Schild erheben werden. Und wie die Lösung der Keller'schen Zeit noch konfessionelle Dogmen und Glaubenssätze waren, so sind die Ideale, die Glaubensbekenntnisse unserer heutigen Tage die verschiedenen Formen sozialer Forderungen und Religionen, die genau die nämlichen, wilden Leidenschaften unter den Gegnern entfesseln, von den Großindustriellen, Bürgerlichen, Mehrheitssozialisten bis zu den Kommunisten, Spartakisten und Bolschewiki. Ich zweifle nicht, daß sich Gottfried Keller in der Jugend zu einer sehr linksstehenden, aber auch im Alter zu einer jedenfalls sozialistischen Maxime bekannt haben würde. Denn schon in den Vierzigerjahren hat er, wenn auch vielleicht weniger direkt davon berührt, wie wir Heutigen, sich seine Gedanken über den Kommunismus gemacht, durch Weitling beunruhigt und angeregt, welcher in Zürich damals wegen Gotteslästerung, Angriffs auf das Eigentum und Gründung eines Geheimbundes zur Verbreitung des Kommunismus zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden war.

„Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage,“ schrieb er am 12. Juli 1843 ins Tagebuch, „macht mich konfus. Soviel scheint mir gewiß, daß mehr Elend als je auf Erden ist, daß der Kommunismus schon viele Anhänger gewinnt und schon hat, daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demselben mit aller Macht auf die Beine zu helfen . . .“ Doch könne er dem Kommunismus des Weitling keine gute Seite abgewinnen, weil der Umsturz aus zu materialistischen Gründen geschehe. „D ihr Toren!“ ruft er aus. „Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hülfslosen vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seele bei Euch! — So aber, mit eueren wirklich fanatischen weltstürmenden Gedanken bleibt mir vom Halse, schert Euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr es für eueren werten Bauch gemeint habt!“

Gegen die letzten Worte setzt er sich übrigens später in Widerspruch, wenn er seinem Freund Hegi, der brieflich mit ihm politisiert und behauptet, er könne keiner Partei mit Leib und Seele angetan sein, weil selten ein Politiker uninteressiert sei, antwortet und in

dieser seiner Antwort ganz allgemein seine hohe Auffassung über Politik kundgibt: „Den politischen Teil deines Briefes muß ich leider aus Mangel an Zeit unbeantwortet lassen; aber ich sage dir nur kürzlich, daß er durchaus nicht taugt und von einem unpraktischen und zu niedrigen Standpunkt aus geschrieben ist. Die Frage ist einfach ja oder nein, Wahr oder Unwahr, Recht oder Unrecht, Weiß oder Schwarz? Auf die Vertreter und die Streitenden, auf die Personen, kommt es nicht an, durchaus nicht an! Die gute Sache muß die Streiter allmählich machen und veredeln, nicht die Streiter die Sache. Die Frage ist schon entschieden, sie steht schon fest seit Jahrhunderten, an ihr kann nichts geändert werden; wenn zur Zeit ihre Vertreter noch schwache Menschen sind, so darf sie um so weniger aufgegeben und verlassen werden.“

Als dann im Jahre 1848 der vierte Stand, das Proletariat, in Paris siegte, die Besserstellung der Arbeitenden Klasse zur Aufgabe für den kommenden Staat erklärt, das Recht auf Arbeit von Staats wegen ihr zugebilligt wurde, aber das ganze Unternehmen praktisch zusammenbrach, hielt Keller am Idealgehalt des Kommunismus fest, indem er in sein Tagebuch schrieb: „Es ist eine abscheuliche Freude, welche alle Welt über dieses Exempel empfindet, das eine Nation an sich selbst statuiert; sie freuen sich nicht darüber, daß diese noble Nation auf ihre Kosten eine Erfahrung für alle Völker mache, sondern sie freuen sich überhaupt, daß, wie sie nun erwiesen meinen, der Armut nicht geholfen werden könne, daß sie nun aufs Glänzendste wieder für ein Jahrtausend gründlich gesetzt sei.“

In seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“, dem Inbegriff des Rationalen unter seinen Novellen, schildert er mit besonderer Liebe die als Erzrepublikaner bezeichneten Handwerker, die an den Wänden ihres Zimmers keine Fürsten, aber auch keine Feldherren oder Künstler duldeten, die Gehilfen des „bestialischen Kriegswesens“, des „Luxus und der Verweichlichung“.

Aus der nämlichen Zeit, da sich Keller mit dem Kommunismus beschäftigte, besitzen wir auch ein Gedicht, das auf die Gefahren stark ausgeprägter sozialer Gegensätze, auf das Elend der Städte und die Ausbeutung des Proletariats mit ganz modernem Empfinden hinweist:

... Wo arbeitsmüde Glieder  
Harte Schmach und Knechtschaft lohnt.

Fene reichen Fruchtgebäude  
Ganz von Segen überbaut,  
Sind durch schwielenvolle Hände  
Und für Schlemmer aufgebaut.

In den Gärten spreizt der Hochmut  
Ungestraft den Pfauenschwanz.  
Ach! Der Völker bestes Herzblut  
Duftet aus dem Rosenglanz!“

Und ein wiederum sehr zeitgemäßes Eintagsgedicht widmet Gottfried Keller einem Märtyrer der Freischarenzüge, Dr. Brenner in Basel, dem wegen seiner Teilnahme daran das Aktivbürgerrecht genommen wurde:

„Es ist uns wahrlich ein lustiger Spaß  
Ganz frisch in die Ohren gekommen:  
Dem Brenner in Basel haben sie das  
Aktiv-Bürgerrecht genommen!

Wir müssen ihn wieder zu Ehren ziehen,  
Ansonsten vergeht er vor Schande.  
Er soll der aktiveste Bürger sein  
Im ganzen Schweizerlande.

Aktiv! Aktiv! Ja, das ist das Wort!  
Das brennt wie glühende Kohlen!  
Wer nicht handelt und wandelt fort und fort,  
Den soll der Guguk holen!“

Ich möchte hier noch einmal hervorheben: Wenn auch eines der Freiheitsideale, für die der junge, wie später der alternde Keller sich immer mit ganzer Kraft einsetzte, das schweizerisch Nationale war und blieb, wenn er auch, wie er selber schrieb, „fortwährend in einer glücklichen Verwunderung“ lebte „darüber, gerade in diesem Lande geboren zu sein und den Zufall“ pries, „daß er es so gefügt hatte“, so mußte doch für ihn diese „schöne Eigenschaft gereinigt werden durch die Liebe und Achtung vor dem Fremden.“ Patriotismus ist ihm undenkbar ohne die „heitere Aussicht des Weltbürgertums.“ Aus dieser Gesinnung träumte er schon im Jahre 1844, als er noch mit seinen Parteifreunden für die Freiheit kämpfte, vom Völkerfrieden:

#### F ü h l i n g s g l a u b e .

Es wandert eine schöne Sage  
Wie Reichenduft auf Erden um,  
Wie sehnend eine Liebesklage  
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden  
Und von der Menschheit letztem Glück,  
Von goldner Zeit die einst hinieden,  
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten  
Zu einem König, Gott und Hirt:  
Von jenem Tag, wo den Propheten  
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,  
Nur eine Schande in der Welt:  
Des Eigen-Neides Widerstreben,  
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren  
Und bösl'ich sie verloren gab,  
Der wäre besser ungeboren:  
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Es kann uns schließlich nicht wundernehmen, daß der alternde Dichter dann beschaulich und mit leichtem Selbstspott auf die Sturm- und Drangzeit zurückblickt. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß bei aller Leidenschaft jene Kämpfe nicht aus den Artiefen emporebrechende Klassen-Massenkämpfe waren, sich auch nicht in dem Umfang abspielten, als wie wir es heute erleben. Durch seinen Humor entkleidet er sie vollends der ehemals vorhanden gewesenen Gehäßigkeit, sie damit auch wieder aufs kleinere, menschliche Maß, das sie im Gefüge der Weltzeit einnahmen, zurückführend. Aber auch in jener Periode seines Lebens, als der Streit nicht mehr auf die Straße getragen wurde, als er Staatschreiber und Großrat war, trat Keller für die Verbesserung der Lage der Arbeiter ein, focht er wider den zunehmenden Materialismus, der uns allerdings in seiner Erscheinungsform heute kraß genug anmutet.

Um den Aufschwung der Baumwollindustrie zu fördern, war in den fünfziger Jahren eine bis achzehnständige Arbeitszeit, Nachtarbeit auch für Kinder u. s. w. in einzelnen Betrieben eingeführt worden, was die schwerste körperliche und moralische Schädigung der Jugend zur Folge hatte. 1859 war mit knappem Mehr im großen Rat ein Fabrikgesetz durchgedrungen, das die Arbeitszeit auf dreizehn Stunden einschränkte und Nachtarbeit für Kinder verbot. Aber jeder Versuch einer gründlicheren Reform scheiterte an dem geschlossenen Widerstand der Industriellen, die durch weitere Herabsetzung der Arbeitszeit eine schwere Gefährdung der Fabrikindustrie und demzufolge eine Landeskatastrophe fürchteten. Keller schildert im „Grünen Heinrich“ das geisttötende Leben, die höllische Atmosphäre in der Malerwerkstätte Habersaats, der die Jugendjahre von wohl dreißig Knaben und Jünglingen „in blauen Sonntagshimmeln und grasgrünen Bäumen auf sein Papier hauchte . . . So begriff er [der grüne Heinrich] vollständig das Wesen heutiger Industrie, deren Erzeugnisse umso wertvoller und bemerkenswerter zu sein scheinen, je mehr schlau entwendetes Kinderleben darin aufgegangen ist.“ In Zeitungsartikeln bekämpfte Keller die Haltung des Kapitalismus, die Jagd nach Geld und Gewinn.

Das Wesentliche in allen Phasen auch seiner politischen Gesinnung ist das tief menschliche Anteilnehmen, die Aktivität, die große Geistigkeit, die in jeder Zeile liegt und weit absteht von der schwächlichen und die Welt korrumpierenden Gleichgültigkeit, die so manchen Künstler zum glatten Aesthetizismus und zur unfruchtbaren Kunst für die Kunst führen mußte.

Ganz abgesehen davon, daß eben Gottfried Kellers große, vielfältige und trotz seinem Satze, daß alles Große einfach sei,

gar nicht vereinfachende, sondern die Welt von tausend Seiten be-  
spiegelnde und wieder umschließende Kunst der Ausfluß seiner reichen  
und vielfältigen Persönlichkeit war. Seine Begabung, sein Können  
bildete dazu die vom Schicksal begnadete Voraussetzung. Seine In-  
halte aber und immer wieder seine Inhalte, geboren aus seinem  
innigen Zusammenhang mit den Welt- und Lebensgeschehnissen durch  
seine Fähigkeit, zu gestalten und zu züselieren, empfangen am Ende  
den Hauch, die Patina des ihren Schöpfer überdauernden, ewigen  
Lebens.

Wir wollen die Kunstfertigkeit des Dichters hier nicht zu zer-  
gliedern versuchen. Wir wollen nur drei Merkmale seines Könnens  
hervorheben: die bedingungslose Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, den  
überlegenen Humor und die Liebe zum Gegenständlichen. Wie ich  
in Dostojewski den genialen Schilderer seltscher Zustände sehe, den  
bis ins Letzte aufteilenden und wieder zusammentragenden Archi-  
tekten innerster Menschlichkeit und Unmenschlichkeit, so ist für mich  
Gottfried Keller der reichste Maler liebevoll gesammelter und beo-  
achteter Erdendinge und Bilder, aus ihrem innersten Kern heraus  
konstruierter Kuriositäten — ganze Museen könnten wir aus sei-  
nen Werken davon zusammentragen! Und aus diesen Strömen von  
Beitwerk wiederum lernen wir, wie aus ihren unnachahmlich ent-  
deckten und beobachteten Einzelzügen und -züglein, die Seelenzustände  
ihrer originellen Träger und Besitzer kennen. Nicht um ein Gegen-  
sajpaar aufzustellen — zwingend drängt sich mir der Vergleich  
der beiden in ihrer Art national so typischen Dichter auf: wie Dosto-  
jewski aus den ununterbrochenen Entwicklungen seiner Charaktere  
all ihre Eigenheiten, ihre Konflikte, Komödien und Tragödien auf-  
baut, so stellt uns Keller die seinen von ihren Außenseiten her vor,  
nur sind diese Fassaden so durchsichtig, so wunderbar lebendig in  
den tausend Einzelheiten wiedergegeben, daß wir auch das innere  
Leben dahinter pulsierend erkennen.

Es ist immer ein etwas müßiges Unterfangen, über die Kunst-  
griffe eines Meisters herumzuklügel. Es liegt im Wesen der  
Kunst, daß man sie, weil sie in vergeistigter Form über dem Leben  
mit all seinen Vielfältigkeiten dahinführt und in irgendeiner Weise,  
auch wenn sie es geißelt, aufwärts weist, nicht aufteilen, nicht ana-  
lysieren kann, denn sowie man dies tut, zerstört man das Wesentliche,  
das vielgestaltig gleichzeitig Zusammenströmende, das Gefühlsbetonte  
an ihr. Das Werk des Dichters soll in seiner Gesamtheit zu Euch  
sprechen!

Es gibt wohl kaum ein ergreiferendes, das Mitgefühl Gott-  
fried Kellers am Leiden der Welt, an der Endlichkeit unseres Lebens,  
dieser mächtigsten aller uns durchwühlenden Fragen, gestaltendes  
Gedicht, als die Schilderung eines Mückleinsterbens: „Die kleine  
Passion.“

Reichtum, nie versagender, lebensvoll quellender Reichtum bietet uns jede Zeile der Keller'schen Bücher, „goldener Ueberfluß“, wie es wenigen vergönnt war, ihn zu spenden. Reichtum, der aus der im Grunde in sich verschlossenen, einsamen, zurückhaltenden, jede Gefühligkeit ingrimmig abweisenden Natur dann zu Tage trat, wenn sie zur Gestaltung gedrungen und oftmals auch äußerlich (durch seine Verleger beispielsweise) gezwungen wurde; Reichtum, der uns verdoppelt wird, wenn wir das Leben und die Persönlichkeit ihres Spenders dahinter erkennen, wenn wir die mächtig groß anmutende Lebensaufgabe, die Gottfried Keller erfüllt hat, erst einmal zu würdigen verstehen.

Und nicht zum Wenigsten erwächst sie groß vor uns, wenn wir verstehen, mit welcher Kraft der Dichter seine persönliche Einsamkeit aufgab, sowie er an den öffentlichen Geschhnissen, an der engeren und über die Nationen hinausreichenden Politik, an der Allmenschheit teilnahm. Gerade das ist es, daß wir ihn nicht nur darum lieben und verehren müssen, weil er der nur schweizerische Nationaldichter geworden, sondern weil uns sein Geist in die feinsten Ecken und Winkel, aber auch auf Höhen und Ausblicke der allerdings meist stark menschelnden Allmenschheit trägt.

Und wir, die wir ebenso wie er in seiner Jugend am Rande einer neu sich bildenden Zeit und Weltanschauung stehen, die wir in Wort und Schrift ihm nachzusehen wollen, wir müssen uns immer vor Augen halten, daß nicht die Heimatschutzmanier Vieler, die ihn nachahmten, das Wesentliche an seiner Größe war, sondern der seine Welt miterlebende, sie mitbildende und mit ihr leidende politische Wille, der den Einsamen nicht unnütz in der Kälte erstarren ließ, sondern ihn mit den Massen, den Mitmenschen, den Brüdern verband und ihn, wo er nicht mit dem eigenen Leibe zu ihnen trat und sich mit ihnen wehrte, zu ihrem Erzieher und die längste Zeit unbemerkbaren und unsichtbaren Führer machte. Auch wir müssen uns, insofern wir wenigstens noch jung fühlen, entscheiden und Partei ergreifen, wie er, müssen für die Not und die Unfreiheit eintreten lernen und sollten es nicht zuletzt zuwege bringen, daß man unsere Kunst im Dienste der Allgemeinheit, im Dienste des Sozialen anerkennt und als Bundesgenossin empfindet. An den Inhalten aber werden die notleidenden Klassen erkennen, wer von den unter den Reaktionen jeder Art mitleidenden Intellektuellen, gegen die sie so viel Mißtrauen aufbringen, zu ihrer Sache steht, wer, wie Gottfried Keller ein Leben lang und mit seiner ganzen Persönlichkeit seiner Zeit entsprechend an ihr Anteil nahm. In sein Werk möge sich alles, was Volk im weitesten Sinne heißt, vertiefen, in ihm sich erheben, seinem Gehalte, seinem Lebensgang, seiner unermüdlichen Arbeit der sich ihm geistig verwandt Fühlende nachbilden, auf daß auch seine Legende die Wunder vollbringe, die jenem gelangen, auf daß seine Gedanken und Taten fortleben für und

für, wie diejenigen des großen, des wahren, des geistig übermenschlich reichen, des gerecht spottlustigen und tief menschlich gütigen, des der ganzen Menschheit gehörenden und doch im tiefsten Kern und im guten Sinne schweizerischen Gottfried Keller.

Mit seinen Worten, die er angeichts der Achtundvierziger Revolution in Paris in sein Tagebuch schrieb, und die wir uns tief einprägen sollen, wollen wir schließen:

„Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen? Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet; denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufen der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns; nur nehme er Teil an der Arbeit auf daß die Entscheidung beschleunigt werde.

Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!“

Charlot Straßer.

## Die neuen Aussersibler Ereignisse.<sup>1)</sup>

**U**eber die bösen neuesten Zürcher Geschehnisse brauchen wir eigentlich kein Wort mehr zu sagen. Denn wir haben alles, was darüber zu sagen ist, bei Anlaß ähnlicher Vorkommnisse schon öfters ausgesprochen. Doch erheischt die ganze Lage wohl eine abermalige Stellungnahme.

Man kann solche Vorkommnisse von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus beurteilen. Sie sehen anders aus, je nachdem man sie vom Standpunkt des Sozialismus oder von einem andern aus betrachtet.

Das meinen wir nun freilich nicht so, wie es unter uns üblich ist, nämlich daß die Sozialisten solche Vorkommnisse nach Möglichkeit verteidigen, die Bürgerlichen aber sie gierig und jubelnd für ihre Sache ausschlagen, sondern genau umgekehrt.

Wenn wir nicht selbst Sozialisten und an der Arbeiterbewegung innerlich tief beteiligt wären, so würden wir ein Ereignis wie den

<sup>1)</sup> Für Leser im Auslande sei bemerkt, daß es sich um die im Anschluß an eine Gedächtnisfeier für Rosa Luxemburg geschehene Erstürmung eines Gefängnisses handelt, wobei es drei Tote und ein paar Duzende Verwundete gab.